

Abwärts vom Hunger.

Von Heinrich Sotel.

Daß der Krieg schon sehr viele Familien zerrüttet hat, ist hinlänglich bekannt und die Zeitungen melden Tag für Tag weitere solche Fälle. Aber der Krieg entfremdet nicht immer, sondern er führt auch vielfach wieder die Menschen zueinander. Und zwar nicht nur an den Fronten. So mancher Städter, der sich in der holden Friedenszeit um seine ländlichen Verwandten wenig oder gar nicht gekümmert hat, hat sich in den letzten Jahren veranlaßt gesehen, mit mehr oder weniger diplomatischem Geschick die bereits eingeschlagenen verwandtschaftlichen Beziehungen aufzuzureichen. Das wäre wohl sonst, wenn wir nicht vom Städte Heimgekehrten worden wären, nicht gesehen. Das habe ich nun an der Schwelle des fünften Kriegesjahres ebenfalls getan und segne jenen Augenblick, in welchem mir dieser gloriose Gedanke eingefallen ist. Über es war nicht leicht, diesen Gedanken auch in die Tat umzusetzen. Aus folgenden Gründen nämlich: das einzige, was ich über meinen Verwandten wußte, war, daß er in den gegnerischen Gebieten des Oberlandes eine kleine Landwirtschaft betreibt und daß das tschechische Dorf, in welchem er dies tut, in der Nähe von Maudnitz liegt. Sonst wußte ich nichts von ihm. Ja nicht einmal sein Name war mir mit Sicherheit bekannt. Denn seit meinem letzten und einzigen Besuch, den ich ihm vor siebenundzwanzig Jahren gelegentlich einer Kinzwahl in Begleitung meiner Mutter abgestattet hatte, habe ich den Mann nicht wieder zu sehen bekommen. Damals war ich gerade sechs Jahre alt. Seitdem hatte ich keine Gelegenheit mehr gehabt, ihn wieder zu sehen. Ja, doch! Als drei Jahre später meine Mutter gestorben war, kam der Onkel zum Begräbnis. Und an dieses Begräbnis knüpfen sich meine letzten Erinnerungen und Vorstellungen, die ich von ihm hatte. Sie sind allerdings im Laufe der vielen Jahre recht verblaßt, so daß ich mir eigentlich gar keine richtige Vorstellung von ihm machen konnte. Ich konnte mich nur noch erinnern, daß es damals bei seiner Ankunft jedem von uns einen Kuß applizierte, welche Prozedur bei mir ein Unbehagen hervorrief, weil der Onkel nicht rasiert war und obendrein sein Kuß nach Feienstaft schmeckte. Worauf ich mich allenfalls noch recht deutlich besinnen konnte, waren die großen Faltenfächer, die der Onkel anhatte und deren spiegelblanke Schäfte mir mächtig imponierten. Auf deren Träger konnte ich mich beim besten Willen nicht mehr entsinnen. Der Zoologen sagt man nach, daß sie auch wenn sie nur einige Knochen eines vorinsinulischen Tieres finden, die ganze Gestalt des betreffenden Tieres rekonstruieren. Ich gab mir nun alle Mühe, mir ausgehend von den Stiefeln, mit meinem Onkel ebenso zu verfahren, jedoch umsonst. Weiter als über den oberen Rand der blanten Stiefelschäfte konnte ich trotz aller Bemühungen nicht hinauskommen. Ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, als mir eines Tages der Zufall zu Hilfe kam. Am Kursbuch suchte ich nach der Abfahrtszeit irgend eines Lokalzuges, und als ich es aufsuchte, fiel mein Blick auf den Fahrplan der Lokalbahn Maudnitz—Jonnitz, und von dem Jünger Stationenamen kam mir einer so sonderbar bekannt vor. Heureka! Archimedes wird wohl schwerlich mehr Freunde gehabt haben, als er seine bekannte Entdeckung gemacht hatte, als ich dieses st. . . mußte, daran war nicht mehr zu zweifeln, der Ort sein, in welchem mein Onkel wohnte. Und siehe da! Auch der Name des Onkels fiel mir nun wieder ein, so daß ich mich nur hinzusetzen brauchte, um einen Brief an ihn zu schreiben. Das tat ich denn unverzüglich und stellte mich zunächst in aller Form vor, schilderte ihm meinen Lebenslauf und rühte zum Schluß mit meinem Anliegen heraus: daß ich meinen diesjährigen Urlaub gern außerhalb Wiens verbringen und den Onkel nach so vielen Jahren wieder einmal besuchen möchte. Nach sechs Tagen schon erhielt ich die lakonische Antwort: „Komme, bist gern gesehen!“ Nicht Tage später fuhr ich, nachdem ich mir durch hundertlanges Warten in fürchterlichem Gedränge die Fahrkarte und dann nach einem lebensgefährlichen Kampfe einen Stehplatz im Coupé ersritten hatte, in den Abend hinaus, auf Böhmen zu.

Um 6 Uhr 30 Minuten früh trifft der Zug von Wien in Prag im Franz-Josefs-Bahnhof ein. Genau zur selben Zeit aber geht vom Staatsbahnhof in Prag der Zug nach Maudnitz, ist also für den Reisenden nicht mehr zu erreichen. Also blieb mir nichts weiter übrig, als auf den Zug, der um 6 Uhr 35 Minuten abends abgeht, zu warten, da er die günstigste Verbindung für mein Reiseziel war. Bis dahin hatte ich genügend Zeit, mich in Prag umzusehen. Das tat ich denn auch, schlenderte in Gassen und Gäßchen Altprags umher und genoss zur Mittagszeit die herrliche Aussicht vom Aussichtsturm auf dem Petrin auf das hunderttümige Prag, dessen Anblick von unbeschreiblicher Anmut ist. Darüber hinweg schweift dann das Auge an die natürlichen Grenzen des Landes, den Böhmerwald, das Erzgebirge und Müßgebirge. Der Rückweg führte mich über die Kleinfelder, den Schauspiel der humorvoll-wehmütigen „Kleinfelder Geschichten“ des Jan Neudba. Allmählich wurde es Zeit, um mich wieder zum Bahnhof zu begeben. Denn ich hielt es für angebracht, mich zwei Stunden vor Abgang des Zuges beim Fahrkartenschalter anzustellen, eine Vorrichtung, die sich als sehr zweckmäßig erwiesen hat. In der Lokalbahn, in die ich dann in Maudnitz umstieg, erfuhr ich unterwegs, daß in . . . an jenem Tage gerade das Erntefest stattfindet. Leider kam ich zu diesem Feste nicht mehr zur rechten Zeit. Denn das Feste hatte sich um eine volle Stunde verspätet und rangierte in jeder Station recht umständlich, so daß die Ausfahrten, noch vor Mitternacht an mein Ziel zu kommen, recht gering waren. Eine Viertelstunde vor Mitternacht konnte ich endlich aussteigen. Schon

während der Fahrt hatte ich erfahren, daß das Dorf rechts vom Bahndamm liegt und der Bahnhof links durch einen Pfahl markiert ist. So stieg ich denn gleich auf der rechten Seite aus, nicht ahnend, daß mich mein Onkel im „Bahnhof“ erwartete. So trabte ich allein in das nahe Dorf, wo ich dem Nachtwächter begegnete, der sich anschickte, die zwölfte Stunde durch ein eindringliches Luten anzuzeigen. Von diesem Manne ließ ich mir das Haus meines Onkels zeigen, wo mich schon die Tante und ein reich besetzter Tisch erwartete. Die Tante empfing mich mit den Worten: „Bist du aber groß geworden!“ Damit hat sie wirklich recht, denn ich bin tatsächlich seit meinem sechsten Jahre etwas gewachsen. Dann aber nötigte sie mich zum Essen und mir ging es wie einem Kinde zu Weihnachten, das eine Menge Spielsachen bekommt und im ersten Augenblick nicht weiß, was es zuerst in die Hand nehmen soll. Vor mir auf dem Teller lag eine gebratene Taube und auf der Platte harrte noch ein Backenbrot auf mich. Daneben stand eine Platte voll geformaler Kartoffeln, von denen in Wien auf den Kopf theoretisch 71 Gramm im Tage, in der Praxis aber überhaupt nichts entfällt. Und hinter diesen Berglichkeiten wühlte sich im Hintergrund ein mächtiger Berg köstlich duftender Kuchen. An jenem Tage — eigentlich war es Mitternacht — habe ich mich seit langer Zeit wieder einmal satt-geessen. Inzwischen war auch der Onkel von der Bahn zurückgekommen, in der Meinung, ich sei ausgeblieben. Seine Bemerkung darüber, daß wir uns verstanden, wollte kein Ende nehmen, und ehe alle Umstände, die dazu beigetragen hatten, genügend besprochen waren, war es mittlerweile gegen zwei Uhr früh geworden. Dann gingen wir schlafen.

Es war um sechs Uhr früh, als ich erwachte. Das Geräusch im Hause hatte mich geweckt, denn meine Gastgeber waren gewohnheitsmäßig frühzeitig an die Arbeit gegangen. Obwohl ich nur vier Stunden geschlafen hatte und die Nacht vorher durchgehenden war, hatte ich genug geschlafen. Wenige Minuten später stieg ich die steile Holzstiege, die zu meiner Stube führte, herab, wobei ich wahrnahm, daß das Hinabsteigen eigentlich noch viel schwieriger ist, als das Hinaufsteigen gewesen war. Ich hatte nun Gelegenheit, mir meine Gastgeber etwas genauer zu betrachten, als es in der Nacht beim Schein der Lampe möglich war. Der Onkel war nicht mehr der stattliche und rüstige Mann, wie ich ihn einstmals gesehen. Sein Oberkörper war nach vorn gebeugt, die Schultern von jahrelanger Arbeit schlaff herabhängend und der Gang müde und schwer. Er ist eben sechszwanzig Jahre alt geworden. Das wetterbraune Gesicht war sehr runzlig geworden, hat aber seinen gutmütigen Zug dadurch nicht eingebüßt. Der Tante hatten die Jahre weniger anhaben können. Immerhin sah auch sie abgearbeitet genug aus. Angenehm überrascht wurde ich aber, als auf einmal ein etwa sechszwanzigjähriges Mägdchen erschien und sich mir als Cousine vorstellte. Sie war am Abend zuvor zum Tanz gegangen und erst um vier Uhr früh heimgekommen. „Sie ist ein Nachzügler“, sagte die Tante erklärend, „und als sie kam, waren wir nicht gerade froh. Aber jetzt sind wir froh, daß sie da ist. Denn sonst wären wir ganz allein, nachdem der Franz und der Josef beim Militär sind. Ohne sie wären wir alten Leute äbel daran, weil der Vater nicht mehr so fort kann mit der Arbeit. Dieser Krieg, dieser verfluchte, wenn nur der bald aufhören würde!“ Inzwischen hatte Anna das Frühstück bereitet. Wohnzimmern mit Milch und Kuchen. Ich war zwar noch ja von meiner nächtlichen Schwelgerei, mußte aber dennoch mithalten. Das war auch gar nicht so schwer, denn der Appetit kam mit dem Essen. Dabei entschuldigte sich die Tante, daß sie mir in den nächsten Tagen nicht Brot vorsetzen können, weil der Müller das Korn nicht rechtzeitig gemahlen hat. Seit zwei Wochen schon müßten sie statt Brot nur lauter Kuchen essen. Man muß sich eben helfen, wie es geht. . . Unwillkürlich mußte ich an die Anekdoten von jener französischen Prinzessin denken, die den Hungern den wohlmeinenden Rat gegeben haben soll, sie mögen doch Kuchen essen, wenn sie kein Brot haben. Und dann mußte ich an die schweren Tage denken, da uns die Brotkrone auf die Hälfte herabgesetzt worden war und wir oft daheim den Kindern nichts geben konnten und sie hungrig zu Bett bringen mußten. So pubeszenzhaft kann es wirklich nur in Oesterreich zugehen. Noch weniger aber konnte ich die Klage der Tante verstehen und sagte ihr, sie sollten doch froh sein, daß sie Kuchen essen müßten. Aber noch zwei Tage hatte auch ich die Kuchen überdrüssig und verstand schon die Tante besser. Ich war froh, als endlich der Müller das Brotmehl geliefert hatte und die Tante das Korn auf, dessen Duft das ganze Haus erfüllte. Reines Kornbrot, frischgebacken und dick mit Butter belegt, war mir schon seit Jahr und Tag nicht mehr zwischen die Zähne gekommen. Und wie merkwürdig es einem vorkommt, wenn man einfach eine Schnitte nach der anderen von den umfangreichen und gewichtigen Laiben abschneiden kann, ohne vorher genau abzuzählen zu müssen, wie viel man zu einer Mahlzeit verzehren darf!

Nach dem Frühstück fuhr der Onkel in die Mühle, um den Müller wegen des fälligen Mehles zu mahnen. Ich schloß mich ihm an. Vor der Mühle und im Hofe standen etwa fünfzehn Gespanne, die entweder Getreide brachten oder Mehl holen wollten. In der Mühle selbst war fast jedes freie Maßchen mit Getreidesäcken ausgefüllt. Denn im Umkreis von zehn bis zwölf Wegstunden kommen die Bauern dorthin mit dem Mahlgut. „Da schau her!“ sagte mein Onkel, als wir in der Mühle hielten, „das ist der Grund, warum wir kein Brot haben. Die großen Bauern laden halt ein paar Säcke Korn oder Weizen mehr auf und lassen sie dem Müller umsonst da, nur damit er sie bevorzugt. Deshalb müssen wir Kleinen eben warten, bis es dem Müller einfällt. Denn mit den großen Bauern können wir uns nicht in einen Wettlauf einlassen.“ Nach einständigem Warten gelang es dem Onkel endlich, an den Müller heranzukommen, von dem er für den nächsten Tag das Mehl bestimmt zugesichert bekam. Verdrossen fuhr der Onkel heimwärts und machte seinem Unmut unterwegs in derben Worten Luft. Daß der Müller dabei nicht glimpflich weglam, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Er liede mit den Bauern unter

einer Decke, mahle ihnen mehr, als ihnen nach den amtlichen Maßausweisen zukomme, wofür er von den Bauern das Getreide zentnerweise als Maßlohn fordere und auch bekomme. Aus diesem Getreide gewonnenes Mehl verkaufe er dann unter der Hand für 16 bis 20 Kronen das Kilogramm. Auf meine Frage, ob denn die Behörde diesem Treiben zusehe, antwortete der Onkel nur mit einer vielstimmigen Handbewegung. Als wir daheim ankamen, stand schon das zweite Frühstück auf dem Tische: gebratene Tauben, die vom Tage vorher übriggeblieben waren, und Dalken mit Potwidel, über dem noch eine dicke Schicht geriebener Topfen lag, der seinerseits wieder durch einen Aufguß dicker Sahne gekrönt wurde. Es ist also vollkommen richtig, daß sich auch die Landwirte zuweilen ohne Brot behelfen müssen.

Vom Fenster des Stübchens, das mir die Tante angewiesen hatte, konnte ich über die Mauer des gegenüberliegenden Pfarrhofes blicken, in dessen Garten ich am folgenden Tage den Herrn Pfarrer auf und ab gehen sah. Es war ein Samstag und Hochwürden war augenscheinlich mit dem Memorieren seiner Predigt für den nächsten Tag beschäftigt. Die Vormittagssonne spiegelte sich selbstgefällig in der zur mächtigen Glage ausgewachsenen Lonsur des beleibten Pfaffen, der sich nicht zu sorgen brauchte, was er am nächsten Tage essen werde. Denn zur Pfarre gehören dreihundert Strich Felder, so daß sie mit den Wirtschaftsgebäuden und Ställen einem ansehnlichen Bauernhof ähnlich sieht. Und während Hochwürden in die Betrachtungen über göttliche Dinge vertieft war, waren seine Knechte und Tagelöhner damit beschäftigt, mit vielem Geschrei, Häh! und Hott! die Dreschmaschine und die Lokomobile herbeizufahren und aufzustellen und alles vorzubereiten, daß am kommenden Montag früh mit dem Dreschen begonnen werden könne. Von Zeit zu Zeit unterbrach Hochwürden seine Betrachtungen göttlicher Dinge, um nachzusehen, wie die Arbeit seiner Leute fortschreitet. Denn ein guter Schaffer ist mehr wert als zehn Arbeiter, sagt das Sprichwort. Mir packte aber die Neugierde, welchen Widerspruch Hochwürden seiner morgigen Predigt wohl untergelegt hat. Vielleicht gar den Spruch: „Sorget nicht, ihr Kleinmütigen, was werden wir essen. Sehet die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde. Sie säen nicht, sie ernten nicht, aber der himmlische Vater ernähret sie doch!“

Um meine Neugierde zu befriedigen, schloß ich mich am Sonntag früh meiner Cousine zum Kirchgang an. Wir stiegen auf das Thor hinauf. Aber der hochwürdige Herr machte seine Sache nicht besonders gut und vermochte mich mit seiner Predigt gar nicht zu interessieren. Mit umföhrer Interesse sah ich dem Totengräber zu, der die Wölge der Orgel trat, wobei er einem Gampelmantel nicht unähnlich sah.

Auf dem Wege zur Kirche begegneten wir dem Ortspolizisten, der, ausgerüstet mit einer Trommel und wichtiger Amtsmiene, daherschritt. Er ging „austrommeln“, wie mich meine Cousine unterrichtete. Ich hätte mir gern seine Kundmachung angehört; aber dazu war keine Zeit mehr. Daheim erfuhr ich vom Onkel, daß kundgemacht worden war, daß von nun an strenger auf die vollständige Ablieferung des Getreides gesehen werde. Zuwiderhandelnden sei eine strenge Bestrafung in Aussicht gestellt. Der Auftrag sei von der Bezirkshauptmannschaft in Maudnitz gekommen. Die Tante äußerte ihre Besorgungen, daß nun für das Landvöll schlechte Zeiten anbrechen werden. Aber der Onkel beschwichtigte sie mit den Worten: „Aber geh, es wird ja nichts so heiß gegessen, als es gelocht wird! Der Vorkseher muß eben seinen Auftrag ausführen.“ Das sah auch die Tante ein und erging sich in Lobsprüchen über den Gemeindevorsteher, der ein guter Mann sei und auf seine Dorfgesossen sehe, daß sie nicht zu Schaden kommen. So habe er im vorigen Jahre einmal, nachdem vormittag kundgemacht worden war, daß die Verordnungen über die Ablieferungen genau zu befolgen sind, am Nachmittag darauf austrommeln lassen: „Denkt an euch! Was ihr jetzt aus der Hand gebt, könnt ihr später nicht mehr verkaufen!“ Mir kam in diesem Augenblick unser Verwaltungselend mit aller Deutlichkeit zum Bewußtsein. Was nügen die Anordnungen des Ernährungsministeriums, wenn jeder Gemeindevorsteher es in der Hand hat, sie zu durchkreuzen, indem er „Nein!“ sagt.

Eines Tages brachte der Gemeindevorsteher den Mahlausweis. Er lautete auf fünf Personen. Onkel, Tante und Cousine sind aber nach Adam Riese nur drei Personen. Sollten mich etwa meine Gastgeber für zwei Personen gerechnet und angemeldet haben? Auf meine Frage gab mir die Tante die Auskunft, daß ich überhaupt nicht mitgezählt bin, sondern daß für sie schon immer die Maßausweise für fünf Personen ausgestellt worden sind. Das mache ein jeder im Dorfe so und gebe mehr Personen an, als wirklich vorhanden sind. Es gebe sogar Familien, die aus fünf Köpfen bestehen und zwölf Personen abgegeben haben. Denn sonst könnte ja keiner mit dem angewiesenen Quantum auskommen. „Begriffst du das nicht?“ Ja, ich begriff. Nicht nur das, sondern auch manches andere.

Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß es jetzt noch so dicke Eier gibt. Große Löpfe, Eimer und Backschüsseln voll Eier standen in der „guten Stube“ der Tante und füllten so eine ganze Ecke aus. Auf meine Frage, warum sie so viele Eier zusammenkommen lasse, erhielt ich die Auskunft, daß sie dazu dienen sollten, die bestellten Kohlen an den Schacht zu bezahlen. Leider sei der dazu gehörige Zentner Graupen noch nicht vom Müller geliefert worden. Kommen diese, dann könne erst das Tauschgeschäft gemacht werden. Ohne Lebensmittel geben die Werksverwaltungen keine Kohlen her. Und dann bekam ich eine sehr erbauliche Geschichte zu hören, die meinem Onkel bei der letzten Kohlenbestellung zugeföhren ist. Die Graupen und das Mehl, mit dem die Kohlen bezahlt werden sollten, wurden an die Werksleitung in einer Kiste mit der Bahn versendet, und zwar wurde als Inhalt — Mineralwässer angegeben. Die Kiste platzte aber während des Bahntransports und so kam die Sache an den Tag. Ein Gendarm kam, pflog Erhebungen und gab seiner Meinung Ausdruck, daß „aus der ganzen Geschichte nicht viel herauskommen wird“. Es ist denn

auch wirklich aus der ganzen Geschichte nichts draus geworden. Die Werksleitung bekam sogar das Mehl und die Graupen und mein Onkel erhielt seine Kohlen. Er will auch diesmal wieder Mineralwässer an die Werksleitung senden, um von ihr Kohlen zu kriegen.

Schnell, leider allzu schnell waren die vierzehn Tage Urlaub um und ich mußte an die Heimreise denken. Die Tante stopfte mir den Koffer und die Taschen voll, damit ich auf der Reise keinen Hunger zu leiden brauchte. Ich hatte nicht allein während der Reise, sondern auch noch in Wien eine volle Woche lang mit meiner Familie daran zu essen. Schweren Herzens trennte ich mich von meinen Verwandten, zu denen ich fast vollständig fremd gekommen und bei denen ich in den wenigen Tagen so heimisch geworden war. Bei dem Onkel hatte ich seit jenem Tage, da ich ihm zu seiner nicht geringen Ueberreicherung die Kühe regelrecht angeführt und vor den Wagen gespannt hatte, einen Stein im Brett. Als ich mir dann auf dem Felde den Pflug selbst einstellte und zu pflügen begann, imponierte ich ihm von diesem Tage besonders stark. Ich griff natürlich auch sonst mit zu, wo ich sah, daß ich helfen konnte; ich schnitt Häcksel und lud mir auch manche Zuhre Mist auf, die ich dann auf das Feld hinausfuhr. Hatte ich doch früher, von meinem siebzehnten bis zum dreißigsten Lebensjahr, auf einem Nittergut in Thüringen als „Strom“ praktiziert, so daß mir auch diese Arbeiten vertraut sind. Das hatte der Onkel freilich nicht gewußt und seitdem war „der Fedenfuchser aus Wien“ in seiner Werkschätzung bedeutend gestiegen.

Bald trug mich das Jügle gemächlich von dannen und an dem Felde vorüber, an dem ich zwei Tage lang gepflügt hatte. Es war ein wunderliches Gefühl, das ich da im Vorüberfahren empfunden habe: ein Gemisch von Befriedigung und Stolz über dieses Stück Arbeit und Trauer zugleich darüber, daß ich von der Scholle so gänzlich losgelöst bin. Doch wozu Grübeln fangen? Mit jedem Räderstoß wuchs die Entfernung von dem Dörfchen und drei Stunden später war ich wieder in Prag, was wo mich dann der Zug nach meinem Hungerort Wien zurückbrachte.

Zum Schluß noch eine Bemerkung: Vielleicht wird mancher Leser geneigt sein, mich für einen undankbaren Menschen zu halten, weil ich die Gastfreundschaft, die ich genossen habe, damit vergelte, daß ich allerlei Dinge auspländere, die meinen Gastgeber unangenehmlichkeiten bereiten können. Dem ist aber nicht so. Denn schon habe ich schon den Namen des Dorfes bis auf den Anhangsbuchstaben verdrängen und selbst dieser ist nicht richtig. Aber ich bin fest überzeugt davon, daß nicht einmal diese Beschrift notwendig gewesen wäre. Denn es wird ja doch alles so bleiben, wie es war. Wie sagte doch jener Gendarm? „Aus der Geschichte wird nichts draus werden!“